

Amtliches Organ der  Stadt Hochheim a. M.

Sillialexpedition in Hochheim: Jean Bauer.

Anzeigenpreis: für die 6 gespaltene  
Colonelzeile oder deren Raum 10 Pfg.  
Reklamezeile 25 Pfg.

8. Jahrgang

Berlin, 3. August. Vom kaiserlichen Statthalter in Straßburg ist dem Reichstanzler folgendes Telegramm zugegangen: Ew. Exzellenz beehre ich mich mitzutheilen: Die Stimmung der Bevölkerung im ganzen Elsaß ist vorzüglich. Die Truppen werden bei ihren Durchzügen mit Begeisterung begrüßt. Die Presse der verschiedensten Parteidirectionen erkennt an, daß wir einen gerechten Krieg zu führen haben und fordert die elßässischen Soldaten auf, keinen Flecken auf den Ehrenschild des elßässischen Soldatenruhms kommen zu lassen. Zahlreiche Elßässer melden sich als Kriegsfreiwillige. Die

Mobilmachung ist nach den eingegangenen Meldungen bisher im Lande glatt verlaufen.

#### Von der deutschen Heeresleitung.

Berlin, 3. August. Der Große Generalstab hat heute früh den Pressevertretern erklärt:

Vorerst gibt es nur eine Forderung: Vertrauen, unbedingt Vertrauen in unsere oberste Heeresleitung; das weitere wird sich schon finden! Der Generalstab wird mit seinen Meldungen auf keinen Fall Schönfärberei treiben, sondern er wird sachlich und offen alles sagen, was zu sagen ist; wir sagen entweder nichts, aber wenn wir etwas sagen, ist es wahr!

#### Rückreise des deutschen Botschafters in Petersburg nach der Heimat.

Berlin, 3. August. Der deutsche Botschafter in Petersburg, Graf Pourtales, ist mit einer Anzahl von deutschen Reichsangehörigen über Finnland und Schweden nach Deutschland abgereist. (Köln. Zig.)

#### Ganz vorzüglicher Verlauf der Mobilmachung.

Berlin, 3. August. Nach den bei den militärischen Zentralbehörden eingegangenen amtlichen Nachrichten ist die Mobilmachung unseres Heeres und unserer Flotte bisher ganz vorzüglich verlaufen. Alles ging wie am Schnürchen. Die Zusammenziehung der Einberufenen, ihre Beförderung an die angewiesenen Plätze, kurz alles hat tadellos geklappt. Das Vertrauen der Bevölkerung in unsere militärische Organisation ist glänzend gerechtfertigt. Besondere Hervorhebung verdient die Stimmung unter den Einberufenen. Volle Hingabe und Begeisterung, aber auch von dem Ernst der Stunde durchdrungen, sind alle der Befehlungsorgane gefolgt. Das deutsche Volk darf die Zuversicht hegen, daß auch die weiteren militärischen Maßnahmen in der gleichen Ordnung und Pünktlichkeit ausgeführt werden. Dem Publikum seinerseits aber erwächst jetzt eine außerordentlich bedeutsame Aufgabe: Es hat sich ergeben, daß uns das Ausland mit Spionen und Personen, die zur Ausübung verbrecherischer Aufschläge bestimmt sind, geradezu überhäufte. Es sind bereits zahlreiche Verurteilungen erfolgt, wichtige Kunstbauten, Eisenbahnbrücken, Tunnels und dergleichen zu sprengen, um den Aufmarsch unserer Truppen zu stören. Ein jeder solcher Versuch wird unter den obwaltenden Umständen unumkehrlich mit dem Tode bestraft. Alle bisherigen Versuche französischer und russischer Agenten in dieser Richtung sind glücklicherweise erfolglos geblieben. Die Täter sind sofort erschossen worden. Jedermann aus dem Volke hat die heilige Pflicht, was in seinen Kräften steht, dazu beizutragen, daß derartige verbrecherische Aufschläge auch weiterhin unwirksam gemacht werden. In einer ganzen Reihe von Fällen hat das Publikum bereits in dankenswerter Weise wertvolle Unterstützung bei der Verhinderung solcher Aufschläge und bei Enttarnung von Spionen dadurch geleistet, daß es auf verdächtige Personen aufmerksam machte, von verbrecherischen Plänen Anzeige erstattete, oder rücksichtslos und in schroffer Form persönlich einschritt. Diese Mitwirkung jedes Einzelnen aus der Bevölkerung zum Schutze des Vaterlandes muß noch verstärkt werden. Wir sind rings von Spionen umgeben. Frage jedermann dazu bei, ihre Intrigen unschädlich zu machen, indem er die Polizei oder deutsche Offiziere auf Verdächtige, namentlich ausländisch sprechende, hinweist, und deren Feststellung veranlaßt, und indem er von den etwa zu seiner Kenntnis gelangenden Aufschlagsplänen Mitteilung macht. Auch das unversichtlich erscheinende kann dabei von Bedeutung sein. Eine sogenannte „Spionensucht“ können wir nicht, wohl aber muß sich jeder seiner Pflicht gegen das Vaterland auch in dieser Hinsicht bewußt sein. Wer diese Pflicht erfüllt, erwirbt sich ein Verdienst um Kaiser und Reich.

#### Feindliche Flieger.

Der militärische Mitarbeiter der F. S. schreibt: Die Versuche französischer Flieger, durch Abwerfen von Sprenggeschossen Bahnhöfen und Brückentörper zu zerstören, haben bis jetzt mit einem Fiasko geendet, und es ist auch nicht anzunehmen, daß — Zufälle natürlich ausgenommen — auf diesem Wege viel Schaden angerichtet werden kann. Die Gründe hierfür sind folgende: Zunächst muß der Flieger, um einen solchen Vorstoß zu unternehmen, für diese längere Fahrt eine ganze Menge Betriebsstoff mitnehmen, ist also in der Ausführung von Sprenggeschossen ziemlich beschränkt. Will er nun seinen Anschlag bei Tage ausführen, so kann er nicht zu tief herabgehen, da er ja sonst bei der militärischen Besetzung aller Brücken abgeschossen werden kann. Je höher er aber in den Augenblick der Auslösung des Sprenggeschosses ist, desto geringer wird auch die Treffwahrscheinlichkeit, da ja die gewöhnliche Fallströmung noch durch die Verschiebung des Auslösungspunktes infolge der Eigengeschwindigkeit des Flugzeuges vergrößert wird.

Versucht er in dunkler Nacht seine Aufgabe durchzuführen, so vermindert die Dunkelheit, auch wenn er mit Scheinwerker arbeitet, bedeutend das ruhige Gehen. Wer viel Automobil gefahren ist, der weiß auch, wie das Licht der Scheinwerker die Umrisse verzerrt und verändert. Selbst wenn er daher versuchen sollte, im Schutze der Dunkelheit tiefer heranzugehen und, um ein möglichst ruhiges Ziel herbeizuführen, das Zielobjekt im Gleitfluge mit abgestelltem Motor zu passieren, ist also die Treffwahrscheinlichkeit eine recht geringe. Hierzu kommt noch das Gefühl der Nervosität, das wohl auch den mutigsten Flieger befallt, wenn er jeden Augenblick damit rechnen muß, abgeschossen zu werden. Natürlich wird das Feuer bei Nacht gegen ein Flugzeug ebenfalls nicht gerade von großer Wirkung sein.

#### Der Kommandant des Kreuzers „Augsburg“.

Karlsruhe, 3. Aug. Der Kommandant des kleinen Kreuzers „Augsburg“, von dem heute morgen gemeldet wurde, daß er den Kriegshafen von Ubuu bombardierte, ist ein Badener Kind und der Sohn des Altbürgermeisters Fischer in Donaueschingen. Kapitän z. S. Andreas Fischer ist 42 Jahre alt.

#### Eine Mahnung zur Ruhe.

Der kommandierende General von Schenk richtet an die Einwohner Frankfurts folgende Worte:

Ich habe Veranlassung, die Einwohnerschaft Frankfurts zu ermahnen, durch ihre durchaus gut gemeinten vaterländischen Kundgebungen den planmäßigen Gang der Mobilmachung nicht zu stören. Es ist gerade in diesen Tagen nötig, daß jeder einzelne durch Ruhe und strikte Innehaltung der öffentlichen Ordnung zum Gelingen der Mobilmachung mithilft. Es ist mehrfach vorgekommen, daß Ausländer oder solche Personen, die für Ausländer gehalten werden, angegriffen und mißhandelt, daß Böden und Ladenhüter demoliert worden sind. Zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und um das Ansehen des deutschen Namens auch dem Ausland gegenüber hochzuhalten, ist es dringend erforderlich, daß alle derartigen Ausschreitungen unterbleiben und daß in dieser ersten Zeit die Bevölkerung eine Ruhe und Würde bewahrt, die dem deutschen Ansehen und Namen zur Ehre gereicht.

Ich habe das Vertrauen, daß es nur dieses Hinweises bedarf, um Ausschreitungen jeglicher Art zu verhindern; damit ich nicht gezwungen bin, schärfere Maßregeln zu ergreifen.

Frankfurt a. M., 3. August 1914.

Der kommandierende General,  
gen. von Schenk.

#### Rußland und Rumänien.

Wien, 4. August. Das deutsche Volksblatt meldet: Rumänische Reisende, die aus Bessarabien flüchteten,

berichten von dem vollkommenen Aufmarsch der Truppen des gesamten Odesaer Militärbezirks nach Rumänien. Die Masse der Truppen stehe Bendary und Galatz gegenüber, andere bei Alschinew in der Richtung auf Jassy. Diese Nachricht habe in Bukarest verblüffend gewirkt, umso mehr, als noch vorgestern der Zar ein herzlich gehaltenes Telegramm an den König gerichtet hat, in welchem er ihm gelegentlich des Jubiläums des 5. Regiments seiner unwandelbaren Freundschaft versichert. Rumänische Zeitungen erklären, daß diese Maßnahmen Rußlands Rumänien zu Gegenmaßregeln zwingen.

#### Gefechte an der Ostgrenze.

Berlin, 4. August. Teile der Besatzung von Memel schlugen gestern einen Vorstoß feindlicher Grenztruppen aus der Richtung von Kowno zurück.

Berlin, 5. August. Kurz nachdem bei Soldau befindliche deutsche Truppen heute morgen angetreten waren, um starke russische Kavallerie zurückzuschlagen, erfolgte der Angriff einer russischen Kavallerie-Brigade. Unter dem Feuer der deutschen Truppen brach der russische Kavallerie-Angriff unter schwersten Verlusten zusammen.

Berlin, 5. August. Gestern nachmittag griff deutsche Kavallerie das von Russen besetzte Kirbaty an, ein an der Grenze nahe Stallupönen gelegener russischer Ort. Die Besatzung von Kirbaty verließ fluchtartig den Ort, der von unseren Truppen besetzt wurde. Eine in der Nähe befindliche russische Kavallerie-Division sah dem Kampf untätig zu. Der einzige Grenzschieß ist hiermit durchbrochen, was für unsere Aufklärung von größter Wichtigkeit ist.

#### Vae Victis!

Berlin, 4. August. Das „Militär-Wochenblatt“ veröffentlicht in der heutigen Ausgabe folgenden Aufruf: In ruhmloser Weise nötigte uns Rußland eines Serbien wegen den Krieg aus. Die Stunde der Abrechnung, die in einigen Jahren doch unausbleiblich kommen mußte, schlug. Wenn es einen gerechten Gott im Himmel gibt — er ist da —, so dürfen wir auf den Sieg der gerechten Sache unserer deutschen Waffen hoffen! Keine weiteren Worte mehr als dies, daß der lebende Jörn über diesen Ueberfall, begangen an dem friedlichen deutschen Volke, uns eingibt: Wenn Gott in seiner Gnade uns den Sieg verleihen sollte, dann „Vae Victis!“ Unser Kampftrupp aber sei: Es lebe der Kaiser und Deutschland über alles!

#### Die Vereinigten Staaten neutral.

Washington. Die Erklärung der Neutralität der Vereinigten Staaten ist vorbereitet und ihre Veröffentlichung steht zu erwarten.

#### Zur Neutralität Hollands.

Haag, 4. August. Der deutsche Gesandte hat die positive Versicherung abgegeben, Deutschland werde an die Niederlande kein Ultimatum stellen und die niederländische Neutralität respektieren, vorausgesetzt, daß diese von den Niederlanden auf das Genaueste beobachtet wird.

#### Die Helgoländer begeben sich nach dem deutschen Mutterland.

Der Altonaer Magistrat erläßt einen Aufruf an die Bevölkerung Altonas, in welchem er mitteilt, daß Altona am 15. August 1900 Helgoländer aufzunehmen haben werde und fordert die Bevölkerung auf, Quartiere anzumelden.

#### Falsche Gerüchte.

Mainz, 4. August. Der „Mainzer Anzeiger“ schreibt: Der kommandierende General des 8. Armee-Korps erklärt das Gerücht, daß an der Grenze ein heftiger Kampf stattgefunden habe, in dem das 68. Infanterie-Regiment schwere Verluste gehabt hätte, für unwahr. Hiermit erweisen sich glücklicherweise auch die im Anschluß an obiges Gerücht verbreiteten Hubschornachrichten über das 117. Infanterie-Regiment als falsch.

Metz, 3. August. Die Meldung, daß gestern in Metz durch einen französischen Arzt vergeblich der Versuch einer Infizierung eines Brunnens mit Cholera-Bazillen unternommen worden sei, stellt sich als unrichtig heraus, wie sich auch andere Gerüchte aus mehreren Städten sich nicht bestätigen. Es liegt also keine Veranlassung zur Beunruhigung vor. Aufmerksamkeit scheint aber weiterhin geboten.

#### Auch die Cöthener Meldung falsch!

Cöthen, 4. August. Der Landrat gibt bekannt, daß die Nachrichten, daß ein Gastwirt namens Nikolai den Tunnel bei Cöthen zu sprengen versucht habe und standrechtlich erschossen worden sei, daß ferner dessen Frau und Tochter verhaftet worden seien, erfunden sind.

#### Von Militärposten erschossen.

Offenbach, 4. August. Wie gefährlich es für das Publikum ist, sich den militärisch bewachten Anlagen und Betrieben, besonders in der Nachtzeit zu nähern, beweist ein unglücklich verlauteter Fall, der sich heute nacht in den hiesigen Gummimühlen in der Sprenglingstraße ereignet hat. Dort erschoss in der Dunkelheit ein im Hofe aufgestellter Militärposten den Nachtwächter des Hauses, der auf mehrmaliges Ausrufen nicht geantwortet und auch nicht stehen geblieben war.

München. Ein hiesiger Tagelöhner, der auf dem Großen Exerzierplatz Oberröhenfeld in der letzten Nacht auf dreimaligen Ausruf des militärischen Postens keine Antwort gab, ist von diesem erschossen worden.

#### Eine Erklärung des Ministers Grey.

London, 4. August. In der gestrigen Sitzung des Unterhauses gab Minister Grey folgende Erklärung ab: Es ist klar, daß der Friede Europas nicht gerührt werden kann. Grey forderte das Haus auf, die Frage des Friedensbruchs vom Gesichtspunkt der britischen Interessen, der Ehre und der Verpflichtungen

und frei von Leidenschaft ins Auge zu fassen. Wenn die Doktrinen veröffentlicht wären, würde es sich zeigen, wie aufrichtig und mit vollem Herzen England bestraft war, den Frieden zu bewahren.

Betreffs der Frage der Verpflichtungen sagte Grey: Wir haben bis gestern nichts mehr als diplomatische Unterstützung versprochen. Er, Grey, sei zurzeit der Algeiras-Konferenz gefragt worden, ob England bewaffnete Unterstützung geben werde. Er habe geantwortet, er könne seiner fremden Macht etwas versprechen, was nicht aus vollem Herzen die Unterstützung der öffentlichen Meinung erhalte. Er gab keine Versprechen, erklärte aber sowohl dem französischen wie dem deutschen Botschafter, daß, wenn Frankreich ein Krieg aufgezwungen würde, die öffentliche Meinung auf Frankreichs Seite treten würde. Er willigte in den französischen Vorschlag auf Besprechung militärischer und seemannischer Sachverständigen Englands und Frankreichs ein, da England sonst nicht in der Lage sein würde, im Falle einer plötzlichen eintretenden Krise Frankreichs Beistand zu gewähren, wenn es ihn gewähren wollte.

Er gab seine Ermächtigung zu jenen Besprechungen, jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß nichts, was zwischen den militärischen und seemannischen Sachverständigen vor sich ginge, eine der beiden Regierungen kände, oder ihre Entschlossenheit beschränke. Während der Marokkofristis im Jahre 1911 bewegte sich seine Politik auf genau der gleichen Linie.

Im Jahre 1912 wurde beschlossen, daß England bestimmte schriftliche Verständigungen haben sollte, des Inhalts, daß jene Abmachungen die Freiheit der Regierung nicht beschränkten. Grey verlas einen Brief, den er am 22. Dezember 1912 an den französischen Botschafter schrieb, und der das oben Gesagte, sowie ferner Greys Zustimmung enthielt, daß, wenn einer der beiden Staaten oder eine der beiden Regierungen ernstliche Ursache hätten, einen unprovokierten Angriff von einer dritten Macht zu erwarten, in eine Beratung einzutreten würde darüber, ob beide Regierungen gemeinsam handeln wollten, um diesen Angriff zu verhindern. Dies, so sagte Grey, war unser Ausgangspunkt. Diese Erklärung schafft Klarheit über die Verpflichtungen Englands.

Die gegenwärtige Frage ist nicht aus einer Frage entstanden, die ursprünglich Frankreich betraf. Keine Regierung und kein Land hat weniger gewünscht, in den österreichisch-ungarischen Streit verwickelt zu werden als Frankreich; es wurde ehrenhalber durch seine Verpflichtungen davor verhindert. Wir hatten eine lange und andauernde Freundschaft mit Frankreich, und inwiefern diese Verpflichtungen und die Freundschaft modifiziert sind, darüber möge jedermann sein eigenes Herz und seine Empfindungen zu Rate ziehen und das Maß der Verpflichtungen abschätzen.

Grey fuhr fort: Seine persönliche Ansicht sei folgende: Die französische Flotte ist im Mittelmeer, die Nordküste ist ungeschützt. Wenn eine fremde, im Krieg mit Frankreich befindliche Flotte käme und die unverteidigte Küste angreifen würde, so könnte England nicht ruhig zusehen. Nach seiner starken Empfindung sei Frankreich berechtigt, sofort zu wissen, ob es im Falle eines Angriffes auf seine ungeschützte Küste auf englischen Beistand rechnen könne.

Grey erklärte, daß er gestern abend dem französischen Botschafter die Versicherung abgegeben habe, daß, wenn die deutsche Flotte in den Kanal und die Nordsee ginge, um die französische Schifffahrt oder die Küste anzugreifen, die britische Flotte jeden in ihrer Macht stehenden Schutz gewähren würde.

Diese Erklärung bedürfte der Genehmigung des Parlaments. Sie sei keine Kriegserklärung. Er habe erfahren, daß die deutsche Regierung bereit sein würde, wenn England sich zur Neutralität verpflichten würde, zuzustimmen, daß die deutsche Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen würde. Dies sei eine viel zu schmale Basis für Verpflichtungen englischerseits (Beifall).

Ferner bestünde die Frage der belgischen Neutralität. Die britischen Interessen seien in dieser Frage ebenso stark wie im Jahre 1870. England könne seine Verpflichtungen nicht minder ernst aufrechterhalten als 1870. Als die Mobilisierung begann, habe er der französischen und der deutschen Regierung telegraphiert, ob sie die belgische Neutralität respektieren würden. Frankreich erwiderte, daß es hierzu bereit sei, falls nicht eine andere Macht jene Neutralität verletze. Der deutsche Staatssekretär erwiderte, daß er nicht antworten könnte, bevor er sich mit dem Kaiser und dem Reichskanzler beraten habe. Er gab zu verstehen, daß er zweifle, ob es möglich sein werde, eine Antwort zu geben, weil diese Antwort die deutschen Pläne enthüllen würde.

Grey teilte weiter mit, daß England in der vorigen Woche sondiert worden sei, ob es England beruhigen würde, wenn die belgische Integrität nach dem Kriege wieder hergestellt würde. Er habe erwidert, daß England seine Interessen und Verpflichtungen nicht verachtern könne. (Beifall.)

Grey verlas sodann ein Telegramm des Königs der Belgier an König Georg, das den äußersten Appell an die englische Intervention zum Schutze der Unabhängigkeit Belgiens enthielt. Grey sagte, diese Intervention habe in der letzten Woche stattgefunden. Wenn die Unabhängigkeit Belgiens verloren ginge, so würde auch die Unabhängigkeit Hollands verloren gehen. Das Parlament sollte erwägen, was für die britischen Interessen auf dem Spiele stünde. Wenn man in einer solchen Krise wegzulaufen wollte von seinen Verpflichtungen, seiner Ehre und seinen Interessen betreffs Belgiens, so zweifle er, ob, was auch immer an materieller Kraft England am Ende haben möge, dies großen Wert haben würde angesichts des Rufes der Nation, das England verloren haben würde. Er glaube nicht, daß eine Großmacht, gleichviel ob sie am Kriege teilnehme oder nicht, am Ende des Krieges in der Lage sein werde, ihre materielle Stärke auszubehalten.

Wenn wir mit unserer mächtigen Flotte, die unseren Handel, unsere Küsten und unsere Interessen schützen kann, an dem Kriege teilnehmen, werden wir nur wenig mehr zu leiden haben, als wenn wir uns passiv verhalten. Ich fürchte, wir werden in diesem Krieg fürchterlich zu leiden haben, gleichviel ob wir daran teilnehmen oder nicht. Der Außenhandel wird aufhören. Am Ende des Krieges werden wir, selbst wenn wir nicht daran teilnehmen, sicherlich nicht in der materiellen Lage sein, unsere Macht entscheidend zu gebrauchen, um ungeheuren zu machen, um den Verlust des Krieges zu beheben, nämlich die Vereinigung ganz Westeuropas uns gegenüber unter einer einzigen Macht zu verhindern, wenn dies das Ergebnis des Krieges sein sollte.

Man sollte nicht glauben, daß, wenn eine Großmacht sich in einem solchen Kriege passiv verhielt, sie am Schluß in der Lage sein würde, ihre Interessen durchzusetzen. Er sei nicht ganz über die Tatsachen Belgiens unterrichtet, aber wenn sie sich erwiesen, so sei die Verpflichtung für England vorhanden, sein äußerstes zu tun, um Folgen zu verhindern, die jene Tatsachen herbeiführen würden, wenn kein Widerstand stattfände.

Grey schloß: Wir sind bisher keine Verpflichtung über die Entsendung eines Expeditionskorps außer Landes eingegangen. Wir haben

die Flotte mobilisiert und die Armee ist im Begriffe zu mobilisieren.

Wir wissen bereit sein und sind bereit, um den Folgen der Verwendung unserer ganzen Stärke ins Auge zu sehen, in dem Augenblick, wo wir nicht wissen, wie bald wir uns selbst zu verteidigen haben. Wenn sich die Lage entwickelt, wie sie wahrscheinlich erscheint, so werden wir ihr ins Auge sehen. Ich glaube, daß, wenn das Land sich gegenwärtig, was auf dem Spiele steht, es die Regierung mit Entschlossenheit und Ausdauer unterstützen wird.

Bonar Law und Redmond verließen die Regierung ihrer Unterstützung. Ramsay MacDonald sagte, England hätte neutral bleiben sollen. — Das Haus vertagte sich darauf bis 7 Uhr.

London, 4. August. Nachdem das Unterhaus am Abend wiederzusammengetreten war, sagte Grey, er wolle dem Hause eine Mitteilung machen, die er inzwischen erhalten habe: Die belgische Gesandtschaft in London erhielt eine Nachricht, daß Deutschland gestern abend 7 Uhr Belgien eine Note gefandt habe, die Belgien eine freundliche Neutralität mit freiem Durchmarsch deutscher Truppen durch belgisches Gebiet vorschlug und die Erhaltung der Unabhängigkeit Belgiens bei dem Friedensschluß versprach. Belgien erwiderte, daß ein Angriff auf seine Neutralität eine Verletzung des Völkerrechts sein würde. Die Annahme des deutschen Vorschlages bedeute das Opfer der Ehre. Belgien sei entschlossen, seiner Pflicht treu zu bleiben, einem Angriff mit allen möglichen Mitteln zu begegnen. Grey fügte hinzu, die Regierung ziehe die empfangene Information in ernsthafte Erwägung. Er mache keine weitere Bemerkung.

# England hat an Deutschland den Krieg erklärt.

**Tel. Berlin. Dienstag abends 7 Uhr** gab der englische Botschafter Goschen an das Außenamt die Kriegserklärung Englands ab und forderte seine Pässe.

## Der Krieg nach drei Seiten.

England hat Deutschland den Krieg erklärt! Diese Nachricht, die sich heute morgen wie ein Lauffeuer verbreitete, wirkte zunächst auch auf besonnene Leute geradezu lähmend. Aber bald wich dieses Gefühl dem Bewußtsein, daß bei der flammenden Kriegsbegeisterung, bei dem Geist der deutschen Truppen und der Intelligenz unserer Führer unser wohlgeschultes Heer und unsere tapfere Marine auch mit diesem Hundert auf ein Lot fallen werden wird. Freunde in der Not gehen Hundert auf ein Lot. Laßt sie kommen zu Haus, sie sollen an Deutschland einen Granit kennen lernen, der sich von ihnen nicht zermürben läßt. Man fragt sich zunächst vergeblich nach einem Grund, der England bestimmen konnte, uns in dem aufgezwungenen Ringen auch noch in den Rücken zu fallen. Da dürfte eine Auslassung der „Frkf. Ztg.“ das Richtige treffen, wenn sie schreibt:

Es ist nicht schwer, herauszufinden, warum England sich für diese erbärmliche, selbstmörderische Politik entscheidet. Sir Edward hat zwar viel von den Interessen und Verpflichtungen gesprochen, die England nicht „verhächern“ dürfe, aber der wahre Grund seiner Entscheidung liegt doch nicht in diesen moralisch aufgeputzten Erwägungen, sondern in dem Wahne, den er gegen das Ende seiner Rede ziemlich unverhüllt ausspricht. Er sagt, England werde, wenn es unbedeutend bleibe, nicht insstande sein, seine Macht entscheidend zu gebrauchen, um zu verhindern, was im Laufe des Krieges geschehen werde, die Vereinigung Westeuropas England gegenüber unter einer einzigen Macht. Es ist kein Zweifel, England fürchtet, daß es dann England unmöglich sein werde, den beiden Mächten in den Arm zu fallen. Es gehört zu den politischen Doktrinen Englands, es dürfe nicht dulden, daß eine Macht Europas gegenüber den anderen zu stark werde. Gemäß dieser Doktrin darf England nicht zulassen, daß Deutschland in einem Kriege siegreich bleibt, der ihm aufgezungen worden ist und dessen Ursache nicht in Deutschland, sondern ganz allein in Russland, dem Ententegegner Englands, lag. Die Friedensliebe ist ihm fremd. Wäre es diesem Minister wirklich um die Erhaltung des Friedens in Europa zu tun gewesen, so hätte er mit dem Bewußtsein seiner Gründe sich gegen den Staat wenden müssen, dessen Macht allein diesen Krieg verurteilt hat. Er hätte Russland in den Arm fallen lassen, dessen Wert der Mord von Serajewo gewesen ist, und das in einem Augenblick, da es scheinbar eine Vermittlung suchte, bereits den Dolch parat hielt, um ihn dem Vermittler in den Rücken zu stoßen. Der englische Minister hat erklärt, wenn er keine Depeschen veröffentlichte, werde man sehen, wie sehr es ihm um den Frieden zu tun gewesen sei. Was sein, daß diese Depeschen ihm eine gute Figur geben. Aber ist es nicht auch denkbar, daß er die Vermittlung angeregt und die Verhandlungen hinauszuziehen gesucht hat, um Russland Zeit zu seinen Rüstungen zu schaffen? Die historische Verleumdung, die mehr als ein halbes Jahrhundert die nationale Einigung Deutschlands zu verhindern suchte, würde eine solche Deutung wohl möglich erscheinen lassen. Weil Deutschland nicht gewartet hat, bis man dieses Krieg politischer Intrigen ihm über den Kopf geworfen und es zugesagt hat, darum tritt England auf die Seite Russlands und erklärt den Krieg. Die verleihte Neutralität Belgiens, deren Unrecht der deutsche Reichskanzler unumwunden zugegeben und für die er volle Sühne geboten hat, ist doch nur der Vorwand des Krieges. Der wahre Grund ist die Eifersucht gegen Deutschland, das man demütigen will. Siegt es schon zu Lande, so will man wenigstens seine Flotte vernichten, das ist der perfide Haß. Ob er richtig sein wird, das wird der Ausgang zeigen. Der Traum Edwards VII. scheint erfüllt. Die Einkreisung ist ziemlich gelungen, und über diesem Kriege schwebt der Schatten des toten Britenkaisers. Aber Deutschland fürchtet sich nicht vor Gespenstern, und wenn England sich mit dem Moskowitium gegen uns verbindet, so darf es in Zukunft auch nicht darauf rechnen, anders behandelt zu werden.

## Die Thronrede des Kaisers.

Am Schlusse der Thronrede sagte der Kaiser: „Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole: Ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur Deutsche. Und zum Zeichen dessen, daß sie fest entschlossen sind, ohne Parteienunterschiede, ohne Ständes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch die und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, heranzutreten und mir dies in die Hand zu geloben.“

Der Kaiser verlas die Thronrede mit fester und lauter Stimme und reichte, nachdem er den Zufuß beendet hatte, jedem der Parteivorstände kräftig die Hand. Nach dem begeisterten aufgenommenen Hurra, welches Graf Verchenfeld ausbrachte, stimmten die Anwesenden die Nationalhymne an, die der Kaiser entfalteten Hauptes anhörte.

## Die Reichstags-Sitzung am Dienstag.

### Die Erklärungen des Reichskanzlers.

Sitzung vom 4. August.

In schicksalsschwerer Stunde ist der Reichstag heute zu bedeutsamen Beschlüssen zusammengetreten. Vor dem Reichstagsgebäude herrschte eine ungeheure Menschenmenge, die den Reichstagsgebäude umgab. Das Haus war dicht besetzt. Um 3.15 Uhr eröffnete Präsident Kaempf die Sitzung. Er erwiderte zunächst die geschehenen Formalitäten. Das bisherige Präsidium wurde auf Vorschlag durch Jura wiedergewählt. Der Präsident gedachte sodann der Verstorbenen und erklärte ferner, er werde von der Kon-

stituierung dem Kaiser Mitteilung machen, der den Wunsch geäußert hat, das Präsidium heute abend 7 Uhr zu empfangen. Bei dieser Gelegenheit werde er auch über die vorläufige Annahme der Vorlagen, die in der heutigen Sitzung zu erledigen sein werden, Mitteilung machen. Nach Vertiefung der eingegangenen Vorlagen ergriß der Reichskanzler das Wort zu ihrer Begründung:

Ein gewaltiges Schicksal bricht über Europa herein. Seit wir uns das deutsche Reich und sein Ansehen in der Welt erkämpft haben, haben wir 44 Jahre lang in Frieden gelebt und den Frieden Europas beschützt. In redlicher Arbeit sind wir stark und mächtig geworden und man hat es uns gesehnet. Mit Schweigen der Geduld haben wir es ertragen, daß unter dem Vorwand, Deutschland sei kriegslüsterig, Feindschaft im Osten und Westen gegen uns genährt und Pläne gegen uns geschmiedet worden. Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben und wie ein unausgesprochenes Gelübnis ging es vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: Nur zur Verteidigung einer gerechten Sache wollen wir unser Schwert aus der Scheide ziehen. (Lebhafter Beifall.) Der Tag, da wir es ziehen müssen, ist gekommen gegen unsern Willen, gegen unsern redlichen Bemühen. Russland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. (Allseitige stürmische Zustimmung und Jura.) Wir stehen in einem uns aufgezwungenen Kriege mit Russland und Frankreich. Meine Herren! Eine Reihe von Schriftstücken, zusammengesetzt im Drange der überstürzten Ereignisse, ist Ihnen zugegangen. Lassen Sie mich die Tatsachen herausheben, die unsere Haltung kennzeichnen. Vom ersten Augenblick des österreichisch-serbischen Konfliktes aus arbeiteten wir dahin, daß dieser Handel auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben müsse. Alle Kabinette, besonders England vertreten den gleichen Standpunkt. Nur Russland erklärte, daß es bei der Austragung dieses Streites mitreden müsse. Damit erhebt die Gefahr einer europäischen Verwicklung ihr Haupt. (Lebhafte Zustimmung und Bewegung.) Sobald die ersten bestimmten Nachrichten über russische militärische Vorbereitungen vorliegen, lassen wir in Petersburg freundschaftlich aber ernst mitteilen, daß kriegerische Maßnahmen gegen Österreich-Ungarn uns an der Seite unseres Bundesgenossen finden, daß militärische Vorbereitungen gegen uns uns zu entsprechenden Maßnahmen zwingen würden; Mobilmachung aber wäre nahe dem Kriege. Russland beteuert uns in feierlichster Weise seine Friedenswünsche und versichert, daß keinerlei militärische Vorbereitungen gegen uns im Gange seien. Inzwischen sucht England zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, was wir warm unterstützen. Am 29. Juli bittet der Kaiser telegraphisch den Zaren, er möge bedenken, daß Österreich-Ungarn das Recht und die Pflicht habe, sich gegen die großserbischen Umtriebe zu schützen, die seine Existenz unterminieren. Der Kaiser erinnert an die solidariischen monarchischen Interessen gegenüber dem Mord von Serajewo und hofft, daß der Zar ihn unterstützen werde, die Gegensätze zwischen Russland und Österreich-Ungarn zu beseitigen. Ungefähr zur gleichen Stunde und vor Empfang dieses Telegramms bittet der Zar inständig den Kaiser um seine Hilfe, er wolle doch in Wien zur Mäßigung raten. Der Kaiser übernimmt die Vermittlungsrolle, aber kaum ist die von ihm übernommene Aktion im Gange, so mobilisiert Russland alle seine gegen Österreich gerichteten Streitkräfte (Allgemeine Bewegung. Unruhe.) Österreich-Ungarn selbst hat in Ruhe gegen Serbien drei Armeekorps mobilisiert, aber fern von der russischen Grenze. Die russische Mobilisierung war grundtätiglich russisch beschlossen, bevor sich der Zar an den Kaiser wandte. (Bewegung.) Der Kaiser wies sofort den Zar darauf hin, daß sein Vermittleramt durch diese allgemeine Mobilisierung gegen Österreich erschwert, wenn nicht vereitelt würde. Trotzdem setzen wir in Wien unsere Vermittlungen fort und zwar in Form, die bis an die äußerste Grenze dessen gehen, was sich mit unserem Bundesverhältnis vereinbaren läßt. Während des Streites erneuert Russland spontan seine Versicherungen, daß es gegen uns keine militärischen Vorbereitungen treffe.

Jetzt kommt der 31. Juli. In Wien soll die Entscheidung fallen. Unsere Vermittlung hat schon infolge Erfolg gehabt, als Wien auf unser Drängen wieder in direkte Botsprechungen mit Petersburg eingetreten ist. Nach dem die Entscheidung in Wien fällt, kommt die Nachricht, daß Russland seine gesamte Wehrmacht, also auch gegen uns mobilisiert. (Ungeheure Bewegung. Auf: Unruhe!) Die russische Regierung, die aus unseren wiederholten Vorstellungen wußte, was die Mobilisierung gegen uns bedeutete, notifiziert sie uns nicht, gibt uns sogar keinerlei erklärenden Aufschluß (Hört! Hört!) Erst am Nachmittag trifft ein Telegramm des Zaren beim Kaiser ein, in dem er sich dafür verbürgt, daß seine Armee keine provokatorische Haltung gegen uns einnehmen werde. Aber die russische Mobilisierung an unserer Grenze ist schon seit der Nacht vom 30. zum 31. Juli in vollem Gange. (Bewegung.) Während wir auf russisches Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russische Wehrmacht an unserer langen noch ganz offenen Grenze und Frankreich mobilisiert zwar noch nicht, trifft aber doch militärische Vorbereitungen. Und wir hatten absichtlich bis dahin keinen Respekt zu den Bahnen gerufen, dem Frieden Europas zuliebe. (Bewegung.) Wollten wir weiter geduldi warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir eingeklinkt sind, den Zeitpunkt zum Losbrechen wählten? (Lebhafte Jura: Nein! Nein! Stürmischer Beifall.) Dieser Gefahr Deutschland auszuweichen, wäre ein Verbrechen gewesen (Allgemeine begeisterte Zustimmung.) Darum forderten wir noch am 31. Juli von Russland die Demobilisierung als einzige Maßregel, welche Europa noch den Frieden erhalten könne. Der kaiserliche Botschafter in Petersburg erhält ferner den Auftrag, der russischen Regierung zu erklären, daß wir im Falle der Ablehnung unserer Forderung, den Kriegszustand als eingetreten erachten müssen. Der kaiserliche Botschafter hat diesen Auftrag ausgeführt. Wie Russlands Antwort auf unsere Forderung lautet, wissen wir heute noch nicht. (Allgemeine Bewegung und Auf: Ungeheures.) Telegraphische Meldungen aus Petersburg darüber sind nicht bis an uns gelangt, obwohl der Telegraph weit unwichtigere Meldungen noch übermittelt, jedoch sich, als die gestellte Frist längst verstrichen war, der Kaiser am 1. August, nachmittags 5 Uhr, genötigt sah, unsere Wehrmacht mobil zu machen. Zugleich mußten wir uns vergegenwärtigen, wie Frankreich sich stellen würde. Auf unsere bestimmte Frage, ob es in einem deutsch-russischen Kriege neutral bleiben werde, hat es uns geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen gebieten. (Bewegung und Lachen.) Das war ein Ausweichen auf unsere Frage, wenn nicht eine arge Verhöhnung. Trotzdem gab der Kaiser strengsten Befehl, daß die französische Grenze unbedingt zu respektieren sei. Dieser Befehl wurde strengstens befolgt bis auf eine einzige Ausnahme. Frankreich, das zu derselben Stunde selbst mobil machte, erklärte uns, es werde eine Zone von 10 Kilometern an der Grenze respektieren und was geschah in Wirklichkeit: Bombenwerfende Flieger, Kavalleriepatrouillen, auf

reichsländisches Gebiet eingedrungene Kompagnien. Meine Herren! Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand eigentlich noch nicht eingetreten war, den Frieden gebrochen und tatsächlich angegriffen. (Allgemeine Bewegung.) Was jene Ausnahme betrifft, so habe ich vom Chef des Generalstabes folgende Meldung erhalten: Von den französischen Beschwerden über Grenzverletzungen unsererseits kann nur eine einzige zugegeben werden. Gegen den ausdrücklichen Befehl hat eine anscheinend von einem Offizier geführte Patrouille des 14. Armeekorps am 2. August die Grenze überschritten. Sie ist anscheinend abgeschossen worden, nur ein Mann ist zurückgekehrt, aber lange bevor diese einzige kleine Grenzüberschreitung erfolgte, haben französische Flieger auf unseren Bahnschienen Bomben abgeworfen, haben im Schluchtpfad französische Truppen unsere Grenzschutztruppen angegriffen. Unsere Truppen haben sich dem Befehle gemäß gänzlich auf die Abwehr beschränkt. Das ist die Wahrheit. Wir sind in Rotwehr und Not kennt kein Gebot. (Stürmischer Beifall.) Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt und vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. (Bewegung und Beifall.) Das widerspricht dem Völkerrecht. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange sie der Gegner respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereit stand. Frankreich konnte warten, wir nicht, denn ein französischer Einfall in unsere Lande hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gut machen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. (Lebhafte Zustimmung.) Wer so bedroht ist wie wir und um sein höchstes kämpft, darf nur daran denken, wie er sich durchhauet. (Ungeheure Bewegung. Stürmischer wiederholter Beifall.) Was die Haltung Englands betrifft, so haben die Erklärungen, die Sir Edward Grey gestern im englischen Unterhaus abgegeben hat, den Standpunkt festgestellt, den die englische Regierung einnimmt. Wir haben der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, solange sich England neutral verhält, unsere Flotte die Nordsee nicht anzuweisen wird, und daß wir die territoriale Integrität und Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden. Diese Erklärung wiederhole ich hiermit öffentlich vor aller Welt und ich kann hinzusetzen, daß, solange England neutral bleibt, auch wir bereit wären, im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französische Handelsflotte vorzunehmen. (Lebhafte Zustimmung.)

Ich wiederhole das Wort des Kaisers: Mit reinem Gewissen zieht Deutschland in den Kampf. (Allgemeine Bewegung. Zustimmung und Beifall.) Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit und das Erbe einer großen Vergangenheit sowie unsere Zukunft. Die 50 Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Voltaire sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für das deutsche Volk geschlagen, aber mit heller Zuversicht gehen wir ihr entgegen. (Stürmische Zustimmung.) Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit. Hinter ihnen aber steht das ganze deutsche Volk. (Stürmischer, sich immer wiederholender Beifall und Händelatschen auf allen Seiten des Hauses und auf den Tribünen.) Die Vorlagen bedürfen keiner Begründung mehr. Ich bitte Sie um Ihre kleinmütige Erlaubnis. (Erneuter Beifall und Händelatschen. Tiefe allgemeine Bewegung.) Das ganze Volk ist einmündig. Sie, meine Herren, kennen Ihre Pflichten in ihrer ganzen Größe.

Darauf hält Präsident Kaempf eine warme, von patriotischer Begeisterung durchglütete Rede und gedenkt dabei auch der Mitarbeit der Sozialdemokratie, was im Hause, auch auf der äußersten Rechten, stürmischen Beifall hervorruft.

Dann schlägt der Präsident zur Erledigung der Vorlagen vor, eine neue Sitzung auf 5 Uhr einzuberufen.

### Die Kriegausleihe.

Berlin, 4. Aug. Dem Reichstag ist ein Gesetz zugegangen, betreffend die Feststellung eines Nachtrages zum Reichshaushalt für das Rechnungsjahr 1914, durch welches der Reichskanzler ermächtigt wird, zur Bestreitung einmaliger außerordentlicher Ausgaben die Summe von fünf Milliarden Mark im Wege des Kredits flüssig zu machen. Die zur Ausgabe gelangenden Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen sowie die etwa zugehörenden Zinsausfälle können sämtlich oder teilweise auf ausländische oder auch auf einen bestimmten Wertverhältnis gleichgültig auf in- und ausländische Währungen sowie im Ausland zahlbar gestellt werden. Die Festlegung des Wertverhältnisses sowie der näheren Bedingungen für Zahlungen im Ausland bleibt dem Reichskanzler überlassen. Ueberschüsse, die dadurch entstehen, daß fortwährende Ausgaben der Heeres- und der Marineverwaltung bei Kapitel 6 des außerordentlichen Etats anstatt im ordentlichen Etat verrechnet werden, dienen zur Verminderung der Zinsen. Der Reichskanzler wird ermächtigt, bei Zahlungen für das Reich, die nur der gesetzlichen oder vertraglichen Fälligkeit erfolgen, einen angemessenen Abzug zu gewähren.

### Zweite Sitzung.

Präsident Kaempf eröffnet die Sitzung um 5.15 Uhr.

Auf der Tagesordnung stehen die sämtlichen

### Kriegsvorlagen.

An erster Stelle steht ein Nachtragsetz, der den Reichskanzler ermächtigt, zur Bestreitung der Kriegsausgaben 5 Milliarden Mark im Wege des Kredits flüssig zu machen.

Die erste Befugnis sämtlicher Gesetzentwürfe wird verbunden. Als einziger Redner zu den sämtlichen Vorlagen spricht

Abg. Haase (Soz.): Im Auftrag meiner Fraktion habe ich folgende Erklärung abgegeben: Wir stehen vor einer Schicksalsstunde. Die Folgen der imperialistischen Politik sind wie eine Sturmflut über Europa hereingebrochen. Die Verantwortung fällt den Trägern dieser Politik zu. Wir lehnen sie ab. Wir haben die Entwicklung mit allen Kräften bekämpft und immer für die Aufrechterhaltung des Friedens gewirkt. Unsere Anstrengungen sind vergeblich gewesen. Jetzt stehen wir vor der ehesten Gefahr des Krieges. Nun haben wir zu denken an die Millionen Völkergesunden, die ohne ihre Schuld in dieses Verhängnis hineingerissen worden sind. Unsere heißen Wünsche begleiten uns zu den Bahnen verurteilten Brüder, ohne Unterschied der Partei. (Lebhafte Zustimmung.)

Wir denken auch an die Mütter, die ihre Söhne hergeben müssen, an die Frauen und Kinder, denen zur Angst um ihre Lieben die Schreden des Hungers drohen. Dazu kommt das Elend der verwundeten und verstümmelten Kämpfer. Ihnen allen beizustehen, erachten wir als eine zwingende Pflicht. (Lebhafte Zustimmung.) Für unser Volk und seine freizeitliche Zukunft steht bei einem Sieg des russischen Despotismus, der sich mit dem Blute der Väter des eigenen Volkes besetzt hat, viel, wenn nicht alles auf dem Spiel. (Stürmischer Beifall.) Es gilt, diese Gefahr abzuwenden, die Kultur und die Unabhängigkeit überzustellen. (Lebhafte Zustimmung.) Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich! (Lebhafte Beifallsturmbegeisterung.) Wir hoffen, daß die grausame Schule der Kriegezeiten die Abkehr vor dem Krieg in neuen Millionen erwecken und sie für das Ideal des So-

 Dial Ellbner, beste  
Vener, ca 3 Monardi 24.  
1.45, gröhre 24 1.75, bald  
leereife 24 2 — Katalog



Ich habe Koll Kieberg nicht behandelt.  
Ich spreche nicht als Arzt zum Arzt, Fräulein Winter, sondern als Mensch zum Menschen. Du hast ihn zugrunde gerichtet durch Deine Unbarmherzigkeit, durch Deine Geldgier, durch Deine gemeine Nachlässigkeit! Du hast ihn zu Tode gehegt! Wenn es einen ewigen Richter über unser Tun und Treiben, Sinnen und Denken gibt, dann wird er von Dir Rechenschaft fordern für dieses Opfer Deiner Unbarmherzigkeit, wenn auch irdische Richter Dir nichts anhaben können. Ich betrete aber Dein Haus nicht wieder.

Vater! stammelte Minna äuernd.  
Komm, mein Kind, jetzt sollst Du erfahren, was ich mit Deinem Mitleid zu reden hatte. Komm, laß uns zu der armen Hilde gehen. Er ergreift die Hand seiner Tochter, und beide entzweiten sich rasch, während Doktor Winter nicht wagte, ihnen zu folgen, sondern düster vor sich hinstarrend stehen blieb.

Dann raffte er sich auf.  
Was kann ich dafür? marmelte er. Ein schwaches Herz hat Koll von jeher gehabt — das habe ich schon vor einem Jahre erkannt — das Nervensystem ist kühler daran — nicht ich! Wah, der Alte ist toll, mir solche Vorwürfe zu machen. Ich bin nur froh, daß ich mein Geld habe.

Hildegard schmerzte ihn grenzenlos. Sie konnte nicht eher an den Tod ihres geliebten Mannes denken, bis Doktor Wedekind ihr denselben bestätigte. Dann brach sie ohnmächtig in den Armen des väterlichen alten Freundes zusammen.

Wir müssen jetzt für den Lebenden sorgen, sprach der alte Arzt ernst, indem er die arme Hilde der Sorge ihrer Mutter und Frau Minnas überantwortete. Hilde, mein liebes Kind, denke an euren Sohn — er hat jetzt nur noch Dich — Du mußt für ihn sorgen — laßte Dich — raffte Dich auf, mein Lächelchen — wir alle stehen Dir treu zur Seite.

In einem Strom von Tränen ließ sich der furchtbare Schmerz des armen jungen Weibes.

Dann ward Hilde ruhiger und gefasster.

So heiß und tief sie den Schmerz empfand, so schwer sie an dem Leid trug, das ihr der Wille des Ewigen auferlegt, so war sie doch nicht geschaffen, sich in maßloser Verzweiflung zu ergehen, in dumpfem Kummer vor sich hinzubereiten.

Mit erster Hast nahm sie an den traurigen Vorbereitungen zur Beerdigung des geliebten Mannes teil. Sie suchte selbst den Weg für seine letzte Ruhestätte auf dem kleinen stillen Friedhof aus, den sie so auswählte, daß sie ihn von den Fenstern des Pfarrhauses aus übersehen konnte.

Sie würde ja fortan wieder im Elternhause leben. Aber wie anders würde das Leben jetzt für sie gestalten! Nicht mehr als frohes, heiteres Mädchen, sondern als stille, ernste Frau würde sie in dem lieben, alten Hause ihrer Kindheit wohnen — und, so meinte der alte Doktor Wedekind, das Leben wird schon wiederkehren, wenn Dein Bube heranzieht.

Ja, ihr und sein Sohn — das war jetzt ihr einziger Gedanke! Wie ihn hatte sie zu leben und zu sorgen. Seine Rechte wollte sie aufrechterhalten! Sie zeigte deshalb den Tod Kolls telegraphisch dem alten Baron Kieberg an und unterzeichnete das Telegramm mit ihrem vollen Namen: „Hildegard Barolin Kieberg“ — als erstes Zeichen, daß sie dem Herren Baron oder den alten Herrn gegenüber ihre und ihres Sohnes Rechte aufrecht erhalten würde.

Am Tage darauf erhielt sie folgendes Telegramm:

„Ich spreche Ihnen mein tiefstes Beileid zum Hinscheiden Ihres Gatten, meines Neffen, aus und bedauere von Herzen die Zwangslage, die uns während der letzten Jahre getrennt haben. Ich hoffe, Sie werden meine Freundschaft und meinen Beistand jetzt nicht zurück, ich werde den Telegramm auf dem Wege folgen, um Ihnen in diesen schweren Tagen zur Seite zu stehen und mit Ihnen die nötigen Anordnungen betreffs der Beilegung zu treffen.“

Ihr ergebener Diener

Baron Kieberg.

Also hatte der Tod endlich das harte Herz des alten Mannes erweicht!

Wie ganz anders hätte sich das Leben für den armen Koll gestaltet, wenn dieses Ereignis ein Jahr früher eingetreten wäre — damals, als Koll dem Ehemann seine Verheiratung mit Hilde angezeigt hatte, worauf nur ein kurzer, kalt-hässlicher Mißwusch eingetroffen war.

Deht war es zu spät!

Die gute Frau Pfarrerin war sehr erregt über die bevorstehende Ankunft des Barons, aber Hilde sah ihr mit Ruhe und Fassung entgegen. Sie hatte jetzt die Rechte ihres Sohnes zu vertreten, und dieser Gedanke verlieh ihr Mut, ruhige Würde und Kraft.

Am Nachmittag kam der Baron an. Der Pfarrer empfing ihn an der Haustür. Der Baron drückte ihm die Hand, sein Gesicht zeigte den Ausdruck ehelichen Kummers.

Eine sehr, sehr traurige Veranlassung unserer Bekanntschaft, Herr Pfarrer, sprach er. Wollen Sie mich zu Ihrer Frau Tochter, meiner Nichte, führen?

Hilde erwartete den Baron in dem Zimmer, in welchem auch das Bettchen des kleinen Koll stand, der jetzt friedlich schlummerte.

Sie erhob sich bei dem Eintritt des Barons, der auf sie zuellte und ihr in väterlicher Weise die Hand küßte.

Können Sie mir vergeben? sprach er mit bewegter Stimme. Wenn ich gewußt hätte —

Was geschehen ist, ist geschehen, Herr Baron, entgegnete Hilde mit ernster Würde. Der arme Koll braucht Ihre Hilfe nicht mehr, sein Sohn ist in seine Rechte getreten.

Sie haben einen Sohn, gnädige Frau?

Dort schloß er — er bricht wie sein Vater — Koll.

Der Baron trat an das Bettchen und betrachtete mit Rührung das friedlich schlummernde Kind.

Dann richtete er sich empor und sprach mit bebender Stimme: Hilde — gestatten Sie mir, Sie so zu nennen — lassen Sie mich für Ihren Sohn sorgen! Ich will ihn halten, als wäre er mein eigener Sohn — ich will an ihm gut machen, was ich an seinem Vater gefehlt habe.

Ich verlange nichts von Ihnen, Herr Baron, als sein Recht.

Das soll ihm im vollsten Maße werden — ich verspreche es Ihnen auf mein Wort. Und auch dem Toten soll sein Recht werden — er soll in der Gruft seiner Ahnen auf Schloß Kieberg ruhen.

Nicht so, Herr Baron. Meines Mannes letzte Ruhestätte habe ich schon gewählt. Sehen Sie, dort unter jener hohen Kieferwand ist sein Grab bereit. Von diesen Fenstern aus werde ich stets sein Grab sehen können — es ist die Stelle, wo wir oft glücklich zusammen gesessen haben.

Die Tränen kletterten ihr über die bloßen Wangen, während sie diese Worte sprach.

Der Baron war aufs tiefste erschüttert.

Ich wollte Ihnen und Ihrem Sohn eine Heimat auf Schloß Kieberg anbieten, entgegnete er. Wer weiß, ob Ihr Sohn nicht doch vielleicht berufen ist, als Herr dort einzuziehen. Wollen Sie diese meine herzliche Bitte abschlagen, Hilde?

Vergehen Sie mir, wenn ich es nicht tue, Herr Baron. Hier, wo wir unsere glücklichsten Tage verlebten, möchte ich wohnen bleiben. Auf Schloß Kieberg würden nur traurige, schmerzliche Erinnerungen und Gedanken erwachen. Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten.

Er senkte das Haupt.

Ich kann Sie verstehen, Hilde, erwiderte er ernst. Und ich bin schuld an diesen traurigen und schmerzlichen Gedanken — aber ich möchte gutmachen versuchen.

Sie sind verheiratet, Herr Baron —

Ja — aber meine Frau würde sich freuen.

Ich glaube kaum, Herr Baron. Ihre Frau Gemahlin und ich — wir verstanden uns schon als Mädchen nicht sehr. Und ich glaube, daß jetzt — doch lassen wir das! Jedenfalls will ich keine Störung verursachen — ich bleibe hier.

Ich kann Sie nicht zwingen, Hilde. Ich bedauere aber aufrichtig, daß Sie sich nicht entschließen können, bei mir zu leben. In dessen müssen Sie mir gestatten, für Sie und Ihren Sohn in ausreichender Weise zu sorgen.

Herr Baron —

Ich will in dieser traurigen Stunde nicht weiter davon reden. Ich werde das alles mit Ihrem Vater besprechen. Ich kenne meine Pflicht, Hilde, Sie dürfen mich an der Erfüllung derselben nicht

hindern. Sie sehen mich tief ergriffen von dem Unglück, das Sie betroffen hat. Lassen Sie mich wenigstens die Sorge für die Zukunft Ihres Sohnes übernehmen.

Hilde vermochte sich nicht mehr zu halten. Sie preßte das Taschentuch vor die Augen und schluchzte verzwehnd.

Der Baron legte sanft den Arm um ihre Schultern und berührte ihren Scheitel mit seinen Lippen.

Wollen Sie meine Tochter sein, Hilde? fragte er mit bebender Stimme. Um Ihres Sohnes willen — erfüllen Sie meine Bitte!

Da sah sie zu ihm auf und nichte ihm zu, während die Tränen ihr über die bloßen Wangen strömten.

Er küßte sie auf die Stirn.

Dann sprach er leise:

Und nun lassen Sie mich noch einen letzten Blick auf das Antlitz des teuren Toten werfen.

19.

Auch nach dem Begräbnis des armen Koll blieb Baron Kieberg noch in Baldheim.

Er war von der zartesten Aufmerksamkeit gegen Hilde, er liebte den kleinen Koll mit größter Zärtlichkeit, er schien an Hilde und ihrem Sohn gut machen zu wollen, was er gegen seinen Reffen gefehlt.

Mit Doktor Wedekind und dem Vater Hildes ordnete er die Angelegenheiten des Verstorbenen und für den kleinen Koll hinterlegte er ein Kapital, dessen Zinsen das Leben Hildes und ihres Sohnes vollständig sicher stellten. Hilde konnte sich nicht weigern, dieses Geschenk anzunehmen, galt es doch der Zukunft ihres Sohnes.

Mit dem Pfarrer und dem alten Doktor Wedekind verstand sich der Baron vorzüglich; besonders die herz-johanne Art und Weise des alten Arztes gefiel ihm außerordentlich. Er hatte sich, da das Pfarrhaus nicht genügend Platz bot, in der „Vogelkiste“ des alten Doktors eingenistet und machte mit ihm viele Spaziergänge in die waldige Umgebung.

Das Sanatorium „Waldfrieden“ beehrte er jedoch mit seinem Besuche nicht, und Doktor Winter war ihm gegen die Bekanntschaft des Barons nicht zu gehen.

Aus diesem stillen Leben wurde der Baron jedoch durch ein Ereignis herausgerissen, das alle Grundlagen seines Lebens auf tiefste erschütterte.

Die Post brachte ihm eines Morgens einen Brief des Rentmeisters Sperling, der in geheimnisvollen Andeutungen von einem Unglück sprach und dringend um die Rückkehr des Barons ersuchte, da das, was geschehen, dem Papier nicht anvertrauen sei. Der Baron reiste sofort ab.

Eine Abnung lagte ihm, daß dieses Unglück mit seiner Frau zusammenhänge, hatte sich doch das Verhältnis zwischen den Gatten wieder sehr unergütlich gestaltet.

Seit der Zeit, da Kurt von Bärenhorst Schloß Kieberg verlassen, war die schlechte Stimmung Adolfs in verstärktem Maße zurückgekehrt. Sie küßte ihren Gatten jetzt mit ihren Lippen; sie lag sich tagelang auf ihr Zimmer zurück, und wenn er sie zu einem Ausflug zu Wagen oder zu Pferde einlud, lebte sie ab unter dem Vorwande, daß sie sich nicht wohl fühle. Schließlich sah sie die beiden Gatten fast nur noch bei Tisch, da es nicht in der Natur des Barons lag, sich aufzudrängen.

Er litt schwer unter diesem unergütlichen Verhältnis, denn er liebte seine junge Gattin trotz allem, mühte sich aber selbst, daß seine Liebe keine Erwiderung finden konnte und daß das Verhältnis zu Adolfs sich immer unglücklicher gestalten würde. Zudem wurde seine Eifersucht und sein Mißtrauen wieder rege; denn so oft Kurt im Schloße erschien, um den Abend in der Familie seines Onkels zuzubringen, war Adolfs die Heiterkeit selbst und von sprühender Laune.

So fuhr der Baron denn, böser Ahnungen voll, nach Schloß Kieberg zurück.

Am Portal erwarteten ihn der Rentmeister und der Haushofmeister.

Was ist geschehen? fragte der Baron Herrn Sperling, der ihn die Treppe hinauf begleitete. Wo ist die Baronia?

Die gnädige Frau ist verstorben, Herr Baron.

Verstorben? Ohne mich zu benachrichtigen? Wohin ist sie gereist?

Wollen der Herr Baron mich entschuldigen, bis wir in des gnädigen Herrn Zimmer sind. Ich möchte nicht vor den Ohren der Diener sprechen.

In seinem Zimmer angekommen, warf der Baron den Hut auf den Tisch und befaßte heftig:

Sprechen Sie! Was ist geschehen?

Herr Sperling zog einen Brief aus der Brieftasche seines Rockes.

Wollen der Herr Baron diesen Brief lesen. Ich nahm ihn nach der Abreise der Frau Baronia an mich, damit er nicht in unbefugte Hände fiele. Vielleicht gibt der Brief vollen Aufschluß.

Der Baron riß hastig den Umschlag auf und las in steigender Erregung:

Wenn Du diesen Brief erhältst, habe ich Dich verlassen, um nie wieder zu Dir zurückzukehren. Du wirst mich für wahrhaftig halten, denn Deine Meinung nach hast Du mir ja alles gegeben, was sich eine Frau nur wünschen kann. Ich erkenne es auch dankbar an, daß Du mich mit Geschenken überschüttet hast; ich glaube auch zuerst, wenn auch nicht glücklich, so doch zufrieden in Deiner Seite leben zu können, aber ich habe mich getäuscht, wie Du Dich getäuscht hast. Das Leben an Deiner Seite ist mir zur Qual geworden, und eine Qual muß unser Zusammenleben auch für Dich gewesen sein. Wir pallten nicht zueinander, ganz abgesehen von dem Altersunterschied, den ich nicht hoch angeschlossen haben würde, wenn Dein Charakter ein anderer, dem meinigen gleichartiger gewesen wäre. So aber standen wir uns manchmal gewissermaßen als Feinde gegenüber. Unsere Charakter stimmten nicht miteinander überein, unsere Anschauungen wichen himmelweit voneinander ab. Ich konnte Deine stürmische Fröhlichkeit nicht erwidern, ich verabscheute sie zuletzt sogar. Deshalb mußte ich ein Ende machen. Und da ich weiß, daß Du mich freiwillig nicht freigegeben hättest, zerreiße ich gewaltsam ein Band, das uns beide elend gemacht haben würde. Verzeihe mir, wenn Du kannst, daß ich Dir diesen Schmerz bereiten mußte.

Suche meinen Aufenthalt nicht zu ermitteln. Ich gebe mich in das Ausland. Deine Freigebigkeit, die ich gern anerkenne, hat mich ja in den Stand gesetzt, einige Zeit sorgenfrei leben zu können. Später wird man ja sehen.

Ich bitte Dich, Deine Antwort an mich dem Rechtsanwalt Doktor Weidhard in Berlin zukommen zu lassen, und mit ihm alle Verordnungen zu treffen, die Du für die Scheidung unserer Ehe als nötig erachtetest.

Suche mich nicht zu einer Veränderung meines Entschlusses zu bewegen, denn ich kann und will nicht zu Dir zurückkehren. Ich habe alle Brücken hinter mich abgebrochen.

Dein Reffe, Kurt von Bärenhorst, den ich liebe, begleitet mich. Doch glaube nicht etwa, daß er mein Geliebter ist. Wenn ich frei bin, soll uns das Band der Ehe vereinigen. Für ihn bitte ich Dich um Verzeihung. Er konnte nicht anders handeln, wir kannten und liebten uns schon, bevor ich Dich kennen lernte und Dir, durch meine Mutter bereitet, meine Hand gab. Wollst Du großzügig sein, so verzeihe ihm — für mich erbiete ich keine Verzeihung. Lebe wohl.

Adolfs.

Wie vernichtet, sank der Baron in einen Sessel, preßte die Hand an die Augen und stöhnte schmerzhaft auf.

Gnädiger Herr, sagte der Rentmeister leise und misleidig. Der Baron fuhr empor.

Wenn Sie gestorben wäre — so könnte ich Sie wenigstens achten! So aber — so muß ich Sie und mich zugleich verachten!

In furchtbarer Erregung schritt er im Zimmer auf und ab. Und dieser Bube, den ich sozusagen an Sohnes Statt angenommen — dem ich Gutes getan habe, dem ich eine Zukunft schaffen wollte — er hat mich hintergangen, betrogen, delug — der erbliche Schuft!

Wollen Sie mir eine Bemerkung gestatten, gnädiger Herr?

Sprechen Sie!

Ich glaube, dem jungen Herrn ist es sehr schwer gefallen, Sie, seinen Wohlthäter, zu hintergehen. Ich habe schon längere Zeit gesehen, wie es stand.

Warum haben Sie mir nichts gesagt?

Durste ich das wagen, da ich keine Beweise in der Hand hatte?

In solchen delikaten Fragen ist es sehr schwer, richtig zu handeln. Sie haben recht. Reden Sie weiter. Was wollten Sie mir von diesem Buben sagen?

Er hat schwer unter dem Gedanken gelitten, Herr Baron, Ihnen untreu zu tun. Ich habe es ihm angesehen. Er hat schwer mit sich gekämpft, aber schließlich hat die Leidenschaft gesiegt.

Sagen Sie lieber, der Leichtsinn.

Der Leichtsinn hat auch mitgespielt. Aber was wollten Sie, Herr Baron — Sie waren beide jung und liebten sich. Da muß das Alter zurücktreten.

Wollen Sie mich verpöhlen?

Das sei lerne von mir, Herr Baron. Aber verzeihen Sie einem alten Diener — ich habe diese Ehe des Herrn Barons von Anfang an für ein Unglück gehalten. Jugend gehört zur Jugend! Die Jugend zieht sich gegenseitig an, wie Magnet das Eisen. Das ist der Lauf der Natur, gnädiger Herr. So sehr wir uns auch dagegen sträuben, wir können nichts dagegen machen. Erwinnern sich der Baron meiner Tochter. Sie hat einen Unteroffizier gegen meinen Willen geheiratet — nur weil er jung und hübsch war. Wir müssen uns begeben, Herr Baron.

Rufen Sie mich mit Ihren kleinsten Aufträgen in Ruhe! herrschte der Baron den Rentmeister an. Was verstehen Sie von der Schmach, die meinem Namen angetan wurde!

Es mag wohl sein, daß ich mich auf die Ehre nicht so verstehe, wie der Herr Baron, entgegnete Herr Sperling mit einem Achselzucken, aber ich sehe keine Unehrlichkeit darin, wenn ein Band gelöst wird, das beiden Teilen nur zum Unglück gereicht!

Aber nicht auf diese Welt!

Einmal muß es ein Ende haben, Herr Baron. So oder so — was liegt daran? Wenn ich der Herr Baron wäre, siehe ich Gnade vor Recht ergehen und würde versuchen, die beiden, die sich nun doch einmal lieb haben und zueinander wollen, in allen Ehren zusammenzubringen.

Sie sind verrückt! Wie sollte das geschehen?

Ruh, indem die Scheidung der Ehe in aller Stille betrieben wird, so daß das junge Paar sich späterhin in allen Ehren heiraten kann. Was soll sonst daraus werden?

Sie sprechen wie ein kluger Geschäftsmann.

Ich war in meinem ganzen Leben nichts anderes, Herr Baron.

Ich weiß es. Jetzt gehen Sie, ich will allein sein.

Herr Baron, gestatten Sie mir noch ein Wort. Ich erlaube mir nicht, Ihnen einen Vorwurf zu machen oder Ihre Handlungsmasse zu kritisieren, aber schon einmal ist ein junges Paar unglücklich geworden, weil Sie hartnäckig auf Ihren Willen beharrten.

Eine läche Mut überflamte das Antlitz des Barons. Unglücklicher, woran erinnern Sie mich!

Verzeihen Sie mir!

Gehen Sie! Augenblicklich! Wollen Sie mich wahrhaftig machen?

Herr Sperling merkte, daß jetzt mit seinem Herrn nicht mehr zu reden war. Er verbeugte sich ehrerbietig und schlüpfte davon, den kleinen Kopf tief zwischen die Schultern gezogen.

So war ein harter Kampf, den der Baron mit seinem Stolz, seinem Sturheit und seinem Schmerz auszufechten hatte.

Sollte er Rache nehmen für die schwere Beleidigung? Sollte er den Mann züchtigen, der ihn so schändlich verraten? Sollte er die Glende, die ihn von Anfang an hintergangen, ihrem Schicksal überlassen, das sie rettungslos dem Untergange entgegenführte?

Aber immer wieder tönten ihm die Worte des lebensklugen Herrn Sperling in die Ohren: Jugend gehört zur Jugend. Und diese Worte erfüllten seine Seele mit neuer Bitterkeit, aber auch mit ersten Gedanken.

Hatte er gegen dieses Naturgesetz gesündigt, als er Adolfs Jugend an sein Alter knüpfen wollte? War er nicht allzu stolz auf seine Kraft, auf seine Mannlichkeit gewesen, als er, der dem Greisenalter nahestand, die Hand nach der schwelenden, leidenschaftlichen Jugend ausstreckte? War es nicht Egoismus, daß er für sein Alter die Jugend an sich fetten wollte?

Jugend gehört zur Jugend und das Alter hat zu resignieren.

Dieses Naturgesetz wurde ihm zur bitteren Wahrheit in den schmerzreichen Stunden der Nacht, während er in seinem Zimmer auf und ab wanderte, allein mit seinem Kummer, seinem Stolz, allein im Kampfe mit sich selbst, mit seinen Leidenschaften, die immer und immer wieder emporkamen wollten.

Diese eine Nacht hatte ihn zu einem alten Manne gemacht. Sein graues Haar war fast weiß geworden; seine sonst so blühenden Augen schienen ihren Glanz verloren zu haben, sie lagen tief in den Höhlen; die Muskeln seines Gesichtes waren schlaff geworden, die ganze hohe Gestalt zusammengefallen.

Und dennoch konnte er zu keinem solchen Entschluß kommen. Er lehnte sich nach einem Freunde, in dessen Herz er seinen Kummer, sein Leid ausschütten, den er fragen konnte: Was soll ich tun?

Aber wo sollte er einen solchen Freund finden?

Da erinnerte er sich der milden Trostesworte, welche der greise Pfarrer, Hildes Vater, am Grabe des armen Koll gesprochen. Und es überkam ihn plötzlich eine wilde Sehnsucht nach einem solchen mitleidenden, verstehenden, tröstenden Wort, und rasch entschlossen handelte er an den Pfarrer ein Telegramm mit der Bitte, ihn in Schloß Kieberg zu besuchen.

Kommen Sie — ich bedarf Ihrer!

Wie der Schmerzschrei einer gequälten Seele klang es, und der Pfarrer machte sich sofort auf, dem Hilferuf des Mannes, der seiner in seiner Not bedurfte, zu folgen.

Er erkrankte, als er den Baron wieder sah.

Aus dem stolzen, kräftigen Mann war ein Greis geworden.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie gekommen sind, sagte der Baron, die Hände des alten Pfarrers frampfhaft drückend.

Dem Hilferuf eines Schmerzbeladenen habe ich mich noch nie verweigert, entgegnete Hildes Vater mild und ernst. Es ist unsere heilige Pflicht, zu helfen — oder wenn wir das nicht können, wenigstens zu trösten.

In einer langen Unterredung erfuhr Pfarrer Vindard alles. Es war eine Weichte seines ganzen Lebens, seiner Leidenschaft, seiner Fehler, seines irdischen Artums, seines Stotzes, seiner Liebe, seines Kummers, die der Baron dem Pfarrer anvertraute. Oftmals wollte dabei der Jörn in ihm aufflammen, oftmals wollte der Jänner die Herrschaft über ihn gewinnen, daß er ausschlugte, wie ein Kind.

Und nun lagen Sie mir, mein Freund, tief er zum Schluß verzweiflungsvoll aus, habe ich untreu gehandelt? Sagen Sie mir, was ich tun soll! Ich weiß mir keinen Rat mehr.

Ich weiß nur einen Rat, lieber Baron, versetzte der Pfarrer mit ergrünter Milde: Verzeihen und vergeben!

Wie? Denen, die mich so schwer beleidigt haben, soll ich vergeben?

Ja — vergeben und vergeben! Das ist der einzige, und wie ich überzeugt bin, der beste Rat, den ich Ihnen geben kann. Herr von Bärenhorst und Ihre Gattin haben sich schwer an Ihnen vergündigt; aber auch Sie sind nicht ohne Schuld, da Sie ein Leben an sich zu ketten suchten, das sich Ihnen nicht zu eigen geben konnte. Mit Gewalt ist da nichts getan, mein lieber Freund, und unsere Rache fällt nur auf uns zurück. Ich will Ihnen nicht mit den frommen Sprüchen unseres christlichen Glaubens kommen — ich könnte Ihnen sonst das Wort Gottes anführen, der da gesprochen hat: Mein ist die Rache — und das Wort unseres Herrn und Heilandes, der da sprach: Nichtet nicht, auf daß Ihr nicht gerächt werdet! Ich könnte Sie hinweisen auf unseren Herrn und Heiland, der die Sünden ist, der werfe den ersten Stein auf sie! — Lieber Freund, das sind nicht nur die Grundzüge unserer Religion, sondern die Grundzüge jedes edlen Menschentums. Wer sich ihnen widersetzt, wer seiner Rache, seinem Jörn, seinem Stolz, seinem Trotz die Fäuste kauft, der wird sich selbst am meisten schaden, der wird die Ruhe, den Frieden, das Glück aus seinem eigenen Leben, aus seinem eigenen Herzen verbannen.

Was soll ich tun? Ich kann nicht vergeben.

[Fortsetzung folgt.]